

es erfahren. Und er gedachte sie mit seinem Trotz zu erfüllen, mit seinem Trotz zu stärken: sie mußte sich jetzt bewähren, sie mußte zeigen, ob sie ihm vertraute.

So kam er die Hauptstraße herauf und näherte sich mit festem Schritt dem Laden Wenzel Wks.

Unter der Tür stieß er mit dem Volksuhrmacher zusammen, der von Peter Maxintsack zurückgekommen war und jetzt mit dem Bürgermeister, wie um gesehen zu werden, ein Gespräch führte.

Mitten im Satz brach Wenzel ab.

Grazian faßte ihn ins Auge. In seinem gespannten Nacken lauerte der Haß. Sein Blut fing zu rasen an, und unwillkürlich hob der Bürgermeister den Stock, um die Gegner zu trennen, die sich mit den Blicken schon verbissen hatten.

Grazian ließ seine unheimlichen Augen nicht vom Gesicht des Wenzel, während er in die Tasche griff.

„Das sind Sie!“ stieß er aus und hielt ihm den Brief hin.

Der Bürgermeister stellte sich vor den Wenzel, um ihn zu decken, denn als er Grazians Augen sah, fühlte er dunkel, es handelte sich nicht mehr um zornige Augenblicke, sondern um die Stunde des Austrags, wo der Haß des Blutes erwacht und mit Blut gestillt sein will. Er suchte den bleichen Grazian aus der Tür zu drängen: er befürchtete, daß nun das Menschenuntier den Rachen aufreißt, ein Schicksal zu entscheiden, indem es sich am Fleisch des anderen sättigt, ob die beiden nun Wiener waren oder Afrikaner. Er mußte es aus Herzenspflicht verhindern, nicht als obrigkeitliche Person: „Meine Herren —“

Da lächelte der Wenzel geringschätzig herüber. Und über die Schulter des Bürgermeisters schlug ihm Grazian den zusammengeknüllten Brief mit der Faust mitten in das Gesicht.

„Schuft!“ schrie er gellend. „Nun lauf zu Gericht!“ Er wendete sich verächtlich ab und ging.

Das Jahr lief seinem Ende zu, im Garten streckten kahle Bäume ihre dunkeln Aeste wie um Erbarmen flehend gen Himmel, das schwere, glänzende Gewicht der großen Standuhr war fast ganz hinabgesunken, sie mußte, vielleicht zum letzten Male, aufgezogen werden, und als die ersten Vorboten des neuen Jahres kamen, die Kalender, schob Schwerengang sie zurück. „Wer weiß, wie viele Tage ich noch zu zählen habe, ich will die Zeit nicht wissen!“ Die Stunden rannten den Berg der Zeit hinab, wie sie immer rannten, wenn man sie zu halten wünschte, und der Meister brütete am Werkisch, den Kopf in beiden Händen. Das Undenkbare war gekommen, das Unfaßbare wurde Wahrheit: Baron Godler hatte die Zahlungen eingestellt, und diese Einstellung kam einem Todesstoß gleich.

Die Christel wagte nicht, ihrem Manne ins Gesicht zu schauen. Sie hatte auf die Ehrenhaftigkeit des Barons geschworen, sie war es gewesen, die noch zugeredet hatte, als Godler ein zweites Mal erschienen war, um einen zweiten großen Handel abzuschließen, sie war es ja gewesen, die alles gutgeheißen hatte, und — wenn sie aufrichtig war — nur aus Geschäftsinteresse? Nun ließ er sich nicht mehr blicken. . . Sie ging mit herzzerfressenden Gedanken umher.

Endlich raffte sie sich auf und schrieb dem Baron einen Brief. Die Worte waren so zaghaft, daß sie förmlich um Entschuldigung für ihr Dasein baten: er habe wohl nur vergessen. . . eine Kleinigkeit, wie man sie eben leicht vergißt. . . aber um die Jahreswende braucht man halt jeden Gulden doppelt, und deshalb — „bitte nicht böse zu sein, es ist seit August.“

Zunächst kam keine Antwort. Sie schrieb ein zweites Mal und etwas dringlicher. Einige Tage später schickte Godler seine große Visitenkarte mit ein paar häßlich geschleuderten Zeilen: er sei augenblicklich nicht in der Lage, es tue ihm sehr leid. „Machen Sie doch kein Geschrei wegen den paar Gulden. Nur Geduld! Ich muß mich auch gedulden. Eigentlich haben Sie aber gar kein Recht, mich so zu drängen, denn daß auch ich von Ihnen etwas zu fordern habe, scheinen Sie ganz zu vergessen. Und das ist viel länger her. Die tausend Gulden, Sie wissen schon, die ziehen wir einfach ab.“

Die Christel sagte ihrem Mann nichts davon. Heimlich ging sie in die Wohnung Godlers, der jetzt ein Zimmer in der Stadt bewohnte, sie traf ihn nicht. Sie ging in seine Kanzlei. Eine Stunde war sie vor der Tür gesessen, den merkwürdigsten Blicken ausgesetzt — nun stand sie wieder mit abgehärmtem Gesicht am Schottenring. Sie wartete, um heimzufahren, und irrende Gedanken verquollen in dem müden Kopf zu einer einzigen dumpf nagenden Qual. Ein eleganter Fiaker fuhr gerade auf sie los, der Kutscher schrie, sie sprang zurück. Eine Ronacherdame mit einer dicken Himmelfahrtsnase lachte an ihr vorüber. Wahnfriedrichs Tochter, ihre Nichte. . . Die Christel schaute ihr mit schweren, starren Blicken nach. Neben dieser Goldhaarigen war der Baron gesessen. Fast unwillig hatte er sich mit seinem kleinen Hut zu einem Dank herabgelassen und schien zu sagen: Was wollen S' von mir?

Sie ging zu Doktor Krügl. Es war ein Leidensweg. Doktor Krügl zwirbelte die Bartspitze und warf die Achseln. Innerlich zerfiel

er in zwei Krügl: in einen Advokaten, der an Godler, und in einen Junggesellen, der an Clemy dachte. Und beide Krügl erhoben beschwörend die Hände: „Aber um Gottes willen, nur nicht klagen, nur nicht zu Gericht laufen! Damit erreichen wir gar nichts. Er wird sich schon was verschaffen. Nicht wahr?“ Dann machte er den Sprichwörtersack auf und murmelte: „Seinem Privatbesitz nach scheint er ja Friedrich mit der leeren Tasche zu sein. Uebrigens ein gutes Wort: Friedrich mit der leeren. . . Hätten Sie sich halt früher erkundigt!“ sagte er laut. „Aber wenn bei uns einer Baron heißt, dann is' das Anpumpen noch eine Schmeichelei. Im übrigen, Frau Schwerengang, Geduld, es wird schon werden, nur Geduld!“ Er putzte seinen Zwicker und schien die abgehärmte Frau nicht mehr zu sehen.

Als Schwerengang davon erfuhr, wurde er so fahl, daß die Christel für sein Leben zitterte. Er packte plötzlich eine große spitze Feile, um sie sich in den Hals zu stoßen — gellend schrie die Christel auf — das Werkzeug fiel ihm aus der Hand, ohnmächtig schlug der schwere große Mann zu Boden.

Fast eine Stunde währte es, bis er wieder zu Bewußtsein kam.

Er öffnete die Augen. Ein Lachen wühlte sich aus ihm heraus: „Geduld! Geduld! sagen sie alle. . . Nur meine Herren Gläubiger nicht. Die stampfen mit dem Fuß.“

Dann brütete er vor sich hin. Wieder saß er am Werkisch, gebrochen und stumm; er hielt den Nacken zum letzten Schläge hin.

Mit dem neuen Jahre wuchsen die Gläubiger aus der Erde. Max Graslitz schickte seine Rechnung und sendete sie nach acht Tagen noch einmal mit einem unhöflichen Begleitbrief. Vom Furnitürenhändler, Vergolder, von anderen Geschäftsfreunden kamen Buchauszüge, und Schwerengang wußte jedesmal, wieviel sie wollten und was sie schrieben, wenn er diese grauen Briefumschläge mit dem Firmenaufdruck sah. Er las sie gar nicht mehr. Die Sorgen schwirrten um sein Haupt wie die Bremsen um das Wagenpferd, und mit einer fast unheimlichen Gleichgültigkeit nahm er auch die letzte Schickung hin. Mit dem ersten Tag des neuen Jahres war das Gesetz in Kraft getreten, das gefürchtete, das feindliche Gesetz, das die Sonntagsruhe befahl. Das Gesetz jagte ihm die wenigen Sonntagskunden, die noch übrig waren, aus dem Laden, es verschloß an schönen Nachmittagen, wo mancher seine freie Zeit benutzte, um zu kaufen, die Tür und die Auslage, es drosselte, es knebelte das alte Geschäft. Nun konnte der Herr Meister ungehindert auf die Türkenschanze „mariafeln“ gehn, konnte ungehindert der „spazierengehenden Leidenschaft“ fröhnen, es war ihm gesetzlich erlaubt, er durfte ruhen, den Sonntag feiern, ja, er mußte es. Er aber wanderte im verdunkelten Gewölbe, zwischen dem Werkisch und der Glastür auf und ab, die Uhren liefen weiter, und wenn ihr Schlag aus der künstlichen Nacht kam, tönte es höhnisch in seinem Ohr. Wie ein lebendig Begrabener an die Wände des Sarges pocht, so schlug er manchmal gegen die harten Eisenbalken, womit die Ladentür verrammelt war.

Und alles ging genau wie er es geahnt hatte. Nach den Rechnungen kamen die Mahnungen, nach den Mahnungen die Klagen, und Dr. Krügl erklärte unter vielen händerreibenden Entschuldigungen: wie furchtbar peinlich es ihm sei — doch Herr Graslitz habe ihn beauftragt, und den Auftrag seines Herrn Klienten könne er nicht unbeachtet lassen, er werde ihn wohl hinausschieben, hoffe er, doch er müsse vorgehen. So kamen nach den Klagen die ersten Bescheide mit dem Stempel, und der Gerichtsdienner, der das Gewölbe noch nie betreten hatte, fand sich eines Tages ein: das alte Sofa sah nach Jahren wieder einmal einer Plünderung entgegen. In nicht allzu großer Frist — wie lange konnte es noch dauern? — war man, nach einem Weg voll Arbeit, einem Berg von Sorgen, an der letzten Leidensstation angelangt.

Dahin wollte Schwerengang es gar nicht erst kommen lassen, nein, lieber gleich ein Ende machen!

Und er trat eines Tags zur Christel und erklärte, er habe sich entschlossen, den Dingen vorzugreifen und selbst zum Schluß zu läuten, denn wenn er schon die Existenz verlieren müsse, das erste und das äußerste sollte man ihm nicht rauben: seine Ehre. Wer ihm die Ebre nahm, nahm ihm das Leben. „Ich werde in den Losverein hinuntergehen und — so schwer es mir auch fällt — ich werde die Herren um meinen Spargroschen bitten. Das Geschäft verkaufen wir — jawohl! — um jeden Preis. So viel wird schon zusammenkommen, daß wir mit den Geldern die Gläubiger zum Teil befriedigen. Ich habe mich entschlossen, ich gebe zum Gericht hinauf und melde freiwillig den Konkurs des Ambros Schwerengang. Und dann — dann, Christel, ziehen wir aus diesem Haus, wo wir so lang in Freude und wohl auch in Leid gelebt haben, und ich gehe wieder als Gehilfe. . .“ Mühsam preßte er es hervor. „Als Gehilfe. Ja, der frühere Gemeindelieferant wird auf seine alten Tage tun, was er in seinen jungen Jahren getan hat: er wird gegen Wochenlohn treu, fleißig, ehrlich arbeiten. Dann ist er seiner Sorgen ledig, er hat nichts mehr zu fürchten. Hallo! Ich weiß! Ich weiß wohin! Ich geh' zum Wenzel Wk! Der nimmt mich gleich! Und wenn ihn der Grazian auch geohrfeigt hätte — er nimmt mich! Ich bin versorgt, ist das nicht lustig?“

(Fortsetzung folgt.)